„Junge, Erich", sagte er dann leise, „darum also habe ich dich schon immer anstarren müssen! Du siehst ihr ja so ähnlich. Die gleichen Augen, der gleiche Mund, nur bei dir gröber und herber. An ihr war alles so fein — — — Herrgott!" Und er schlug auf den Tisch, daß die Gläser sprangen. „Das hätte ich mir nicht träumen lassen, je noch einmal von ihr zu hören! Und da kommt ausgerechnet mein Nichtchen und bringt mir diesen Jungen hier, Alma Peters' Jungen!"

„Sie wären —?" Der Soldat wagte es nicht zu wiederholen. — „Jener Freund deiner Mutter, mein Junge, und — jetzt ‚Onkel Härte'".

Frau Anna beugte sich vor. Martha bekam tiefe und leuchtende Augen.

„Er blieb unverheiratet, wen er sie verloren hatte", sagte das Mädchen leise, „er hat sie zu sehr geliebt — — —"

Erich Kreuers Blick flammte auf und schien zu sagen: „Auch ich würde dich nicht mehr lassen, Mädchen! Du bist es für mich, sonst keine!"

Die Geschwister hatten von all dem nichts gemerkt. Sie standen am Fenster und warteten auf den letzten Glockenschlag der zwölften Stunde. Als er dann ertönte, stießen sie ein frohlockendes Geheul aus, aber Onkel Härte wehrte zum ersten Mal ihrem Neujahrsübermut.

„Still!" sagte er. „Es ist eine denkwürdige Stunde jetzt. Es ist mir etwas heimgekehrt, woran ich in meinen kühnsten Träumen nie gedacht hätte. Wir wollen uns die Hände geben. Komm her, du Martha, tu' besonders d u die deine dazu, damit nie mehr gelöst wird, was sich jetzt gefunden hat."

Der Kolonialfeldwebel

Eine Neujahrsgeschichte von Georg Britting

Der kurzbeinige, dicke Doktor mit dem aufgeschwemmten Gesicht sagte einmal, daß er zehn Jahre seines Lebens im Sattel zugebracht habe, bei vielen Unternehmungen, friedlichen und kriegerischen, der spitzbärtige Doktor, der oft in der kleinen Weinstube seinen Schoppen trinkt und so laut und schnarrend spricht, daß man am Nebentisch fast jedes Wort versteht, erzählte auch diese Geschichte.

Ein bayerischer Infanterieleutnant, des ewigen Einerleis seines Berufes herzlich überdrüssig, ließ sich — es war einige Zeit vor dem Weltkrieg, und daß der bald losbrechen würde konnte der gelangweilte Mann ja nicht wissen — also zwei Jahre Urlaub geben, um ägyptische Dienste zu nehmen. Es war da irgendein Kolonialkrieg im Gang, der Oberbefehlshaber, ein Artillerieoberst, war ein Engländer, Araber waren die Gegner, die heimlich von den Italienern gestützt wurden. Der Leutnant Huber — da unten war er natürlich gleich Oberleutnant geworden — hatte für die zwei Urlaubsjahre den Namen Schwertlein angenommen. Die Namensänderung hatte man ihm auferlegt, denn man wollte nicht einem Staat, mit dem man sich auf dem Papier wenigstens im Bündnis befand, Gelegenheit geben zu der Beschwerde, daß Offiziere des Bundesgenossen ... kurz und gut, der Oberleutnant hieß nun Schwertlein, verrichtete stramm seine Obliegenheiten, und die waren zu seinem Kummer wenig kriegerischer Art vorläufig, bestanden vielmehr hauptsächlich darin, Farbige zu drillen, Erdwerke anzulegen, Straßen zu bauen, alles im Angesicht des Feindes, der sich mit ähnlichen Arbeiten beschäftigte. Nur selten beschoß man sich ein wenig.

Nun gab es da bei Schwertleins Truppenteil auch einen alten englischen Unteroffizier, einen Feldwebel, einen recht rauhbeinigen Burschen, einen Kolonialsoldaten mit viel Erfahrung, zu allem zu gebrauchen, mutig, aber mit Umgangsformen, die den Verkehr mit ihm nicht leicht machten. Er war Feldwebel, aber er aß mit den Offizieren am selben Tisch, der Oberst hatte die Tafelspitze. Irgendeinmal nun, der Oberst war dienstlich abwesend, geriet der Oberleutnant Schwertlein beim Mittagessen in Streit mit dem Engländer aus dem Mannschaftsstande. Der Mann der rauhen Sitten wurde ausfallend, gebrauchte Wendungen, die man auch in der Erregung vermeiden sollte, Schwertlein wandte ihm den Rücken. Abends berichtete er dem Oberst von dem Zwischenfall und erklärte ihm, er sähe sich genötigt, ihm zu melden, daß er den Feldwebel zum Zweikampf fordern werde. Der Oberst dachte ein wenig nach, dann sagte er, und sah den Deutschen durch seine dicken Brillengläser an: „Es gelten hier die Gesetze des Landes. Das wissen Sie. Wenn Sie zum Beispiel den Feldwebel erschießen, haben Sie dafür seiner Familie den Preis von zehn Kamelen zu entrichten." Der Oberleutnant hatte die Absätze zusammengenommen und aufmerksam zugehört und dabei vergeblich versucht, durch die funkelnden Gläser hindurch die Augen des alten Offiziers zu erkennen. Nach einem kurzen Schweigen sagte er dann aber, er denke gar nicht daran, zehn Kamele zu bezahlen, wenn er nur eins erschieße. Damit fiel die Forderung unter den Tisch. Auch tat der Feldwebel beim nächsten Mittagessen ganz unbefangen, und die beiden vertrugen sich wieder leidlich.

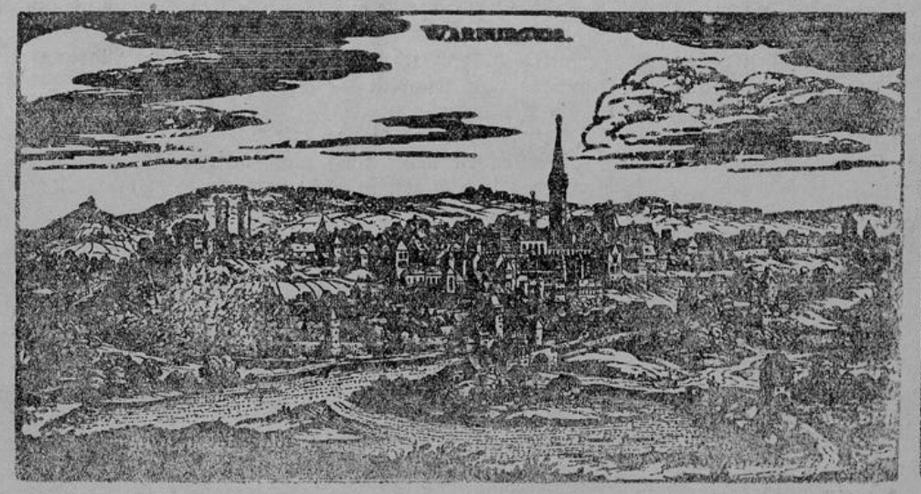
Das war gegen das Jahresende gewesen, und dann kam der Tag des Silvester. Nachmittags hatte Schwertlein sein Pferd ein wenig bewegt, und es war ihm sehr merkwürdig zumute geworden, wenn er daran dachte, wie es jetzt zu Haus aussah, im alten Deutschland, bei Frost und Eis und Schnee und kleinen blitzenden Sternen im kalten Himmelsblau, wie es sich gehört für Weihnachten und Neujahr, und hier war gelber Sand und grauer Stein und verfilztes Dorngesträuch. Jahresschluß wurde natürlich in der Offiziersmesse gefeiert, es gab Hammelbraten wie jeden Tag, und es wurde unmäßig getrunken. Wie anders hätte man sonst feiern sollen? Damit stand es hier ähnlich wie in der Heimat. Und als der Oberst nach Mitternacht ging, schwoll das Gelage erst recht an, man sang und schrie und rauchte und trank, und wenn getrunken wurde, wurde gewettet, und es wettete fünf Flaschen Whisky der Feldwebel mit dem Oberleutnant: er werde jetzt gleich, es war Mondschein, so nahe an das feindliche Erdwerk herangehen, daß er es im Lichtbild festhalten könne. Der Feldwebel trank noch seinen Becher leer, nahm seinen schwarzen Kasten und ging schwankend in die mondblasse Nacht hinaus, und die Zecher standen unter der Tür, atmeten, ein wenig ernüchtert, die kalte Luft und sahen ihm nach, bis er verschwunden war.

Das war schon gegen Morgen gewesen, knapp vor der Dämmerung, und er hatte wohl zu lange gezögert draußen, bis es schon heller Tag war, der erste Tag des neuen Jahres, und es sollte auch sein letzter sein, weil die arabischen Posten, tüchtige Schützen, gut aufgepaßt hatten wie immer. Seine Leiche holte man am Abend, und der Oberleutnant Schwertlein hatte sich freiwillig als Führer der Bergungstruppe gemeldet, und niemand hatte gezweifelt, daß er sich das nicht nehmen lassen würde, und er bekam bei der Gelegenheit einen Streifschuß am linken Arm. Am andern Tag begrub man den Toten mit allen militärischen Ehren. Die Mauern des Erdwerks, und einen arabischen Posten, einen verschmitzt lächelnden Burnusträger, der gerade die Flinte hob, den Mann also, der ihn niedergeschossen hatte, fand man richtig noch auf der lichtempfindlichen Platte. Da war's bewiesen, daß der Tote seine Wette gewonnen hatte, und die fünf Flaschen zahlte ohne Zögern der Oberleutnant, und man trank sie in der Runde leer.

Der Oberst kam drei Tage nicht zum gemeinsamen Mahl, ließ sich das Essen auf das Zimmer bringen, um der Trauer um den gefallenen Landsmann auf diese Weise Ausdruck zu geben. Am dritten Tag hieß er den Oberleutnant mit ihm speisen. Das war eine besondere Auszeichnung, die der Deutsche zu schätzen wußte und die ihm widerfuhr, weil er den Toten geborgen hatte. Der Oberst zerschnitt seinem Gast den Braten auf dem Teller, weil der es seines verbundenen Armes wegen nicht selber konnte ...

Der dicke spitzbärtige Doktor am Nebentisch mit den kleinen Händen sagte noch einmal bestätigend und mit dem Ton eines Mannes, der dabei war: „Es war ein mutiger Kerl, der Feldwebel, bloß eben ein Rüpel! Uebrigens", setzte er hinzu, „ein paar Jahre später fing die große Schießerei in Europa an. Der ägyptische Oberleutnant Schwertlein verwandelte sich wieder in einen bayerischen Leutnant Huber, und der fiel im November 1914 in Flandern durch eine englische Kugel, bevor er noch das Verordnungsblatt zu Gesicht bekam, das ihm erlaubt hätte, einen Stern auf seinen Achselstücken zu befestigen."

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 105 | 31. Dezember 1937 | 11. Jahrgang

Im Kampf ums Glück

Roman von Margarete von Sass

Copyright 1936 by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

6. Fortsetzung

„Was heißt: nicht kümmern? Selbstverständlich muß ich das! Mariannes Brief läßt mich vermuten, daß sie sich mit Widdern zusammengetan hat."

Ach, Unsinn, dann hätte sie es dir doch geschrieben!"

„Er wird sie gewarnt haben, das zu tun. Widdern ist ein Schlauer, der weiß, daß ich es nicht zulassen würde, daß er sich auf Hansfelde festsetzt. Und ich würde es auch nicht zulassen, auf keinen Fall!"

Lilli sah ihn eine Weile schweigend an, dann fragte sie: „Und warum würdest du es nicht zulassen?"

„Weil ich den Kerl nicht leiden kann!"

Lilli zuckte die Achseln, und ihr Vater fuhr erregt fort: „Und weil ich verhindern muß, daß Hansfelde heruntergewirtschaftet wird."

Wieder musterte Lilli ihn mit einem langen Blick.

„Es geht dir nicht um Hansfelde, Papa, sondern um Marianne."

Sein Gesicht färbte sich dunkelrot.

„Ja, auch um Marianne", gab er zu, „ich will, daß sie in unser Haus kommt — ich will, daß sie sich in meinen Schutz begibt."

Lilli lächelte spöttisch.

„Was versprichst du dir davon, Papa?"

„Stelle nicht so einfältige Fragen", herrschte er sie an, „ich fühle mich verpflichtet, über Marianne zu wachen. Und ich werde es tun — ich werde es nicht zulassen, daß andere sich an sie heranmachen. So einer wie Widdern, der nur darauf aus ist, sich ins warme Nest zu setzen."

Um Lillis Mund huschte ein Lächeln.

„Widdern könnte jeden Augenblick ein warmes Nest haben, wenn er wollte."

Ihr Vater ahnte nicht, was sie damit sagen wollte. —

„Soll er es versuchen", entgegnete er. „Daß er es nicht in Hansfelde findet, dafür werde ich sorgen!"

„Um das verhindern zu können, müßtest du erst mal ein Recht dazu haben. Daß du der Freund ihres Vaters warst, gibt dir noch lange kein Recht, über Mariannes Zukunft und ihren Besitz zu bestimmen. Dazu müßtest du ihr Vormund sein."

Lilli hatte recht.

Er nickte versonnen vor sich hin — dann zündete er sich eine Zigarette an und sagte:

„Ich werde die Sache nun anders anfassen. Wenn du Hilger heute sehen solltest, sage ihm, daß ich die Fahrt nach Hansfelde aufgeschoben habe."

Fünftes Kapitel

WENN DAS HERZ FRIERT

Pünktlich, wie Widdern versprochen hatte, war er in Hansfelde eingetroffen. Sofort stürzte er sich in die Arbeit.

Blanka ließ ihn zum Kaffee bitten, zu dem er in graugrüner Leinenjoppe und Schaftstiefeln erschien. Er entschuldigte sich bei den Damen:

„Ich will gleich an die Arbeit gehen", sagte er.

„Das ist recht", erwiderte Blanka, und ließ ihren Blick über seine schlanke Gestalt hingehen. Er gefiel ihre gerade in diesem Anzug ausnehmend gut.

Bevor sie sich an dem Kaffeetisch niederließen, dankte Widdern Blanka für die reizende Wohnung.

„Es freut mich, daß sie Ihnen gefällt. Zu danken haben Sie mir nicht dafür."

„Ich habe dich noch gar nicht gefragt, ob du deine Angelegenheiten in Berlin glatt geordnet hast", sagte Marianne, während Blanka den Kaffee eingoß.

„Glatt und gut."

„War es dir nicht schmerzlich, deine Arbeit einem andern zu übergeben?"

„Ich muß gestehen, daß es mir nicht ganz gleichgültig war, aber der Gedanke an Hansfelde half mir darüber hinweg."

„Hoffentlich wird Hansfelde dir Schönfließ ersetzen."

„Das ist sicher. Ich bin froh, daß ich gleich mit der Arbeit beginnen kann."

Sie hielten sich nicht lange mit dem Kaffeetrinken auf. Als sie beide von der Veranda aus zum Wirtschaftshof gingen, sah Blanka ihnen nach. Sie freute sich über den Anblick der beiden jungen, schlanken Menschen. Es schien,

als gehörten sie zusammen. Und der Wunsch stieg in Blanka auf, daß es wirklich einmal so sein möchte. —

Der Abend kam heran.

Die Kufen der schwerbeladenen Wagen, die vom Felde zurück kamen, quietschten im Sande. Pferdewiehern und Peitschenknall verkündeten das Aufhören des Tagewerks.

Bald erschienen Marianne und Widdern.

Blanka sah beide über den Hof zu den Ställen gehen. Sie gab dem Mädchen den Befehl, den Tisch zu decken, dann ging sie, um sich umzukleiden.

Als sie etwa eine Viertelstunde später die Veranda betrat, waren die beiden noch nicht da. Es verging noch eine geraume Zeit, bis sie endlich erschienen.

„Verzeih, daß wir dich warten ließen", sagte Marianne. „Wir waren in den Ställen — mein Vetter mußte sich ein Pferd aussuchen."

„Ich dachte es mir." Und zu Widdern aufsehend, fragte sie: „Sie haben sich wohl für ‚Eddy' entschlossen?"

„Eddy" war Latours Reitpferd gewesen.

„Nein, Fräulein Boje, für ‚Simson'."

„Ach, willst du deines hergeben, Marianne?"

„Ja, ich will Vaters Pferd für mich nehmen — mein Vetter war auch dafür."

Blanka erriet, warum er dafür war; er wollte Marianne den schmerzlichen Anblick, daß ein anderer ihres Vaters Pferd ritt, ersparen. Es freute sie, daß er so zartfühlend war.

Es zeigte sich in den folgenden Tagen, daß er in jeglicher Beziehung zartfühlend und rücksichtsvoll gegen Marianne war. So vermied er es, in Gegenwart von Marianne den Leuten Befehle zu erteilen. Sie sollte sich erst allmählich daran gewöhnen, daß ein anderer an ihres Vaters Stelle war. Auch drängte er Marianne nicht seine Gesellschaft auf. Sobald nach dem Abendessen das Programm für den nächsten Tag besprochen war, verabschiedete er sich, um die Frauen allein zu lassen

So gingen die ersten drei Wochen hin.

Die Ernte wurde eingebracht und in dieser Zeit gedrängter Arbeit ließ es sich nicht vermeiden, daß Widderns Stimme, Befehle gebend, über den Wirtschaftshof schallte.

Eines Tages saß Marianne in ihrem Arbeitszimmer, als seine Stimme zu ihr drang. Sie ließ die Feder sinken und lauschte; dabei überkam sie ein ihr selbst unerklärliches Gefühl, und mit ihm eine tiefe Traurigkeit. Die Arbeit im Stich lassend, lief sie in den Park.

Als Blanka nach einiger Zeit kam, um sie zum Abendessen zu rufen, erklärte sie, heute allein auf ihrem Zimmer essen zu wollen.

„Warum das, Marianne?"

„Bitte frag nicht, Blanka!" erwiderte sie gequält.

Widdern war sichtlich enttäuscht, als er Marianne nicht wie gewöhnlich nach Feierabend in der Veranda traf.

„Fühlt sich Marianne nicht wohl?" fragte er Blanka.

„Nein. Leider gibt es für sie hier auf Schritt und Tritt schmerzliche Erinnerungen, die sie nicht zur inneren Ruhe kommen lassen."

„So ist es", gab Widdern zu. „Ich wäre dafür, sie ginge für einige Wochen von hier fort."

„Das schlug ich ihr auch einmal vor, aber sie sagte mir, daß sie sich nicht dazu entschließen könne. Ich fürchte, daß es morgen viel Aufregendes für sie geben wird — die Leute wollen doch ihr Erntefest feiern. Unmöglich können wir sie darum bringen, denn sie freuen sich das ganze Jahr hindurch auf diesen Tag. Stellen Sie sich vor: Marianne soll das mit ansehen."

„Vielleicht verzichten die Leute dieses Jahr darauf?"

Blanka schüttelte den Kopf.

„Das glaube ich nicht — man müßte es ihnen denn nahelegen, und das wollen wir nicht tun, es wäre nicht im Sinne des Verstorbenen."

„Meinen Sie nicht, Fräulein Boje, daß man mit Marianne darüber reden sollte?"

„Ja, das wollen wir tun."

Nach dem Abendessen ging Widdern in den Park, über den sich bereits die Dunkelheit gesenkt hatte. Langsam ging er den Hauptweg entlang, leise knirschte der Kies unter seinen Füßen, und dieses Geräusch drang zu Marianne, die auf ihrer Bank abseits des Weges saß.

Erschreckt horchte sie auf. Im nächsten Augenblick stand Widdern vor ihr.

„Verzeih, daß ich hier eingebrochen bin, Marianne! Ich habe dich erschreckt — wenn ich dich störe, will ich wieder gehen."

„Nein! Bitte setz dich zu mir."

„Wir haben heute noch nicht unser Tagesprogramm besprochen, Joachim", fuhr sie fort, nachdem er Platz genommen hatte.

„Es geht auch mal ohne dies, Marianne. Ich bin ja nun schon gut eingearbeitet. Wegen des Getreideverkaufs hätte ich wohl einiges mit dir zu besprechen, das können wir ja gleich tun. Bratz ist heute hier gewesen, um sich den Weizen zu sichern. Er sagte mir, daß er in Hansfelde stets den Vorzug vor anderen Getreidehändlern gehabt hätte."

„Ja, Papa hat größtenteils mit ihm die Geschäfte gemacht, aber man muß hören, was die anderen Getreidehändler bieten."

„Selbstverständlich! Verlaß dich auf mich, Marianne, ich werde schon zusehen, so vorteilhaft wie möglich zu verkaufen."

Sie sprachen noch allerlei über die Wirtschaft, danach kam Widdern auf das zu sprechen, was ihm und Blanka Sorge machte — das bevorstehende Erntefest.

„Selbstverständlich sollen die Leute ihr Fest feiern; sie haben in den schweren Tagen tapfer zu mir gestanden, darum muß ich jetzt die Kraft aufbringen, ihre Freude mit zu ertragen, wenn ich sie auch nicht mehr teilen kann wie einst."

Widdern fand das großartig von ihr.

„Selbstverständlich wird Tanz und Musik morgen fortfallen", sagte er. „Das werde ich den Leuten gar nicht erst klarzumachen brauchen, sie werden mit Rücksicht auf deine Trauer ihr Fest still und würdig feiern."

Marianne war überzeugt davon.

„Du mußt eine Ansprache halten, wie es Papa stets tat, mußt unseren Leuten danken für ihren Fleiß."

„Ja, Marianne, das werde ich tun. Aber ich bitte dich, den morgigen Tag, der gewiß schmerzliche Erinnerungen in dir wachrufen würde, fern von Hansfelde zu verleben."

„Wohin sollte ich, Joachim?"

Er sann nach, dann sagte er:

„Nach Berlin! Du müßtest dann mit dem ersten Zuge fahren."

„Zu Bertholz, meinst du?"

„Nein, zu meiner Tante — sie würde sich freuen, wenn du kämst. Ich würde ihr, wenn du dich zu dem Besuch entschließen könntest, heute noch telegraphieren. Willst du?"

„Ich weiß nicht, Joachim. In der Verfassung, in der ich eben bin, ist's nicht gut, zu andern Menschen zu gehen. Nein, ich will hierbleiben."

Er ahnte, was sie damit sagen wollte: es war ihr schmerzlich, ihn an der Stelle ihres Vaters zu sehen.

Eine Weile saßen sie schweigend, dann tastete sich Widderns Hand nach der Mariannes.

„Ich möchte dich etwas fragen. Darf ich?"

Sie nickte.

„Sage mir offen, Marianne: wäre es dir leichter, einen Fremden an meiner Stelle zu sehen?" Und als sie nicht gleich antwortete, fügte er hinzu: „Ich würde dann wieder gehen, du sollst meinetwegen nicht leiden."

Ihre Hand zuckte in der seinen, ein leiser Seufzer kam über ihre Lippen.

„Nein, du sollst nicht gehen; ich bin ja dankbar dafür, daß du hier bist. Aber da du mich fragst: schmerzlich ist es mir schon, dich an Vaters Stelle zu sehen. Du mußt das verstehen, Joachim — es ist noch alles so wund und weh in mir. Wenn ich statt Papas Stimme die deine höre, wenn du den Leuten Befehle gibst, dann tut das immer noch unbeschreiblich weh."

„Das verstehe ich, Marianne! Ich will nach Möglichkeit vermeiden, daß du sie hörst."

„Nein, das geht doch nicht. Allmählich werde ich schon ruhiger werden."

Sie erhob sich, Widdern ebenfalls.

„Willst du schon ins Haus gehen?"

„Nein, ich möchte noch einen Gang durch den Park machen."

„Darf ich dich begleiten?"

Sie bejahte.

Von den Leutehäusern kam das Singen eines wehleidigen Liedes. Widdern führte Marianne tiefer in den Park hinein, wo man das Singen nicht mehr hören konnte. Eine wohltuende Stille umgab sie.

„Nimm meinen Arm, Marianne", bat er. Sie legte ihre Hand leicht auf seinen Arm, und so führte er sie behutsam durch die Dunkelheit.

In den nachtschwarzen Büschen schimmerte und glühte es.

„Glühwürmchen — sieh, wie reizend, Marianne!"

„Ja, wie flimmernde kleine Lichtseelchen gaukeln sie durch das Dunkel", sagte sie leise.

Widdern drückte unwillkürlich ihren Arm fester an sich. Er spürte ein leises Zittern ihres Körpers und fragte:

„Ist der Abend zu kühl für dich? Du hast keinen Schal um — wollen wir lieber ins Haus gehen?"

(Fortsetzung folgt)

Silvester-Besuch

Skizze von Christel Broehl-Delhaes

Der Inhaber des kleinen Ladens für Lebensmittel und Kurzwaren aller Art, Theodor Härte, hob den Kopf überrascht, als die Glocke noch einmal ging. „Da hätte ich denn doch gedacht, die Leute hätten nun Schnaps genug im Hause", murrte er schmunzelnd, „und nun muß nach Geschäftsschluß noch einer kommen."

Seine Nichte wollte zum Ladenraum gehen; sie tat es nicht gern, denn sie war damit beschäftigt, einen festlichen Silvestertisch herzurichten. Weihnachten stand der Onkel mit ihr, den Geschwistern und der Mutter unter der lichtbesteckten Tanne; zu Silvester aber waren sie alle bei Onkel Härte zu Gast. Er war Mutters einziger Bruder, und da er ein warmes Herz für die Kinder hatte und selten nörgelte oder etwas verbot, wurde er abgöttisch von ihnen geliebt.

Als Onkel Härte in den Laden gehen und nach dem vermeintlichen Käufer sehen wollte, traf er bereits an der Tür mit seiner Schwester zusammen.

„Wie, Anna, du? Wir hatten doch eine spätere Zeit verabredet! Marthchen ist noch längst nicht soweit."

„Ich bleib' auch nicht da", sagte Frau Menke, „ich wollte nur der Martha etwas bestellen. Sie hat nämlich Besuch bekommen!"

„Ich?" rief das Mädchen vom Zimmer her und legte die Dinge, die sie hielt, auf den Tisch zurück.

„Ja, Martha, ein Soldat ist da! Er sei nur so hier durchgekommen, sagt er, und da habe er dich besuchen wollen. Er kennt dich von Münde her, wo du im Arbeitsdienst warst."

Das Mädchen war inzwischen zu den beiden Alten herangetreten. „Es ist nicht wahr: ich habe ihn eingeladen!" sagte sie.

„Martha", entsetzte sich die Mutter, „und so etwas nicht zu sagen — — —! Wer ist es denn? Ist es der, von dem schon die ganze Zeit immer die Briefe kamen?"

„Ja, Mutter, der ist es. Er diente in Münde auf einem Hofe und war fleißig und gut gelitten. Wir haben uns oft unterhalten, bei den bäuerlichen Festen auch zusammen getanzt. Er steht ganz allein. Vor einem Jahr ist auch seine Mutter gestorben, an der er sehr gehangen hat. Als er zur Wehrmacht ging, haben wir uns weiter geschrieben. Und dann kamen die Festtage und die Einsamkeit und das Alleinsein — — — da habe ich ihn zu uns eingeladen!"

Eine Weile war Stille.

„Das ist dann ja auch nicht schlimm", meinte die Mutter, „so ein feldgrauer Junge, wie man da gleich mit seinem Herzen dran hängt! Ja, und darum wird nun wohl aus unserem schönen Silvesterabend bei dir nichts, Bruder! Am besten ist es nun, du kommst zu uns!"

„Ja, ja, so die Bekanntschaften, wenn man in der Fremde ist — —", sagte Onkel Härte und schien die Gegenwart und die beiden Frauen ganz vergessen zu haben, „die können einmal das ganze Leben umkrempeln — — —."

„Onkel hat nämlich auch, als er ‚draußen' war, ein Erlebnis gehabt", erklärte Anna Menke mit leisem Schalk, aber sie verstummte vor Theodor Härtes ernsten Augen.

„Mehr als das, Anna, mehr als das", hemmte er die allzu leichte Beurteilung. „Aber — ich meine, wegen eures Besuches brauchte die Silvesterfeier nicht aufgehoben zu werden. Ihr bringt ihn einfach mit!"

„Martha hat ihm wohl den Weihnachtsbaum anzünden wollen — —", wandte Frau Menke mit einem schnellen Blick auf ihre schweigsame Tochter ein.

„Das könnt ihr morgen am Neujahrsabend dann noch tun: der heutige Abend aber gehört mir." —

Der Soldat Erich Kreuer trat dem Mädchen, das ihn eingeladen hatte, also unter einer fremden Tür entgegen. Sie begrüßten sich beglückt und innig, so daß Frau Anna und ihr Bruder Theodor unwillkürlich einen schnellen Blick tauschten: da begegneten sich Menschen, die eine lange Zeit hindurch unablässig aneinander gedacht hatten.

Der kleine Thede zollte der großen Schwester Anerkennung.

„Haben wir ja gar nicht gewußt, was du für feine Bekannte hast", lobte er großmütig, „das wird einmal ein feines Jahresende." Und er machte Miene, den Besuch sofort für sich in Anspruch zu nehmen.

Aber da hatte er nicht mit Onkel Theodor gerechnet. Wenn schon sein liebes Mündel mit diesem fremden Menschen solche Blicke und Händedrücke wechselte, dann wollte er, der Onkel, den sie dereinst beerben sollte, auch wissen, wie er mit ihm daran war. Und so wußte er denn bald eine Menge von dem jungen Menschen, über Herkunft und Wesensart, Wünschen und Wollen. Das Wünschen war groß, die Erfüllung aber weit. Denn Erich Kreuer besaß keinen Pfennig Geld, und er würde lange schaffen müssen, ehe er an einen Hausstand denken konnte.

„Wenn Sie Lust hätten", sagte Onkel Härte, „nach Ihrer Dienstzeit Kaufmann zu werden und das Geschäft zu lernen . . ."

Martha wurde ganz schwindelig vor Glück. Oder vom Punsch. Was beredete da Onkel Härte alles mit Erich? Was schlug er ihm vor? Warum schaute er ihm so wohlgefällig, ja, suchend in das frische Gesicht?

Der Soldat wußte nicht recht, was auf solch liebenswürdiges Anerbieten zu antworten sei, und er rettete sich in eine Bemerkung hinein, die ihn wohl beschäftigt, die er aber doch nicht so bald schon ausgesprochen haben wollte.

„Es ist seltsam, daß ich nach Boldhagen gekommen bin. Meine Mutter hat in ihrer Jugend einen Freund von hier gehabt, eine — unglückliche Liebe. Noch kurz vor ihrem Tode hat sie davon erzählt, leise und sehnsüchtig, wie von einem schönen Traum, den sie gern erfüllt gesehen hätte. Ein Mißverständnis habe sie damals getrennt. Sie ist ja auch mit meinem Vater nicht sehr glücklich gewesen. Er war rauh und wenig feinfühlig. Und sie war eine so zarte Frau — — —"

„Eine so zarte Frau", wiederholte Onkel Härte und hatte das Liebesbild seiner Jugend wieder vor sich, „kleine Alma — — —"

„Woher wissen Sie, daß meine Mutter Alma hieß?" forschte aufgeschreckt der Soldat; er konnte sich nicht erinnern, den Namen seiner Mutter genannt zu haben.

Onkel Härte, schon leise benebelt vom reichlichen Silvestergetränk, wurde wieder nüchtern und starrte Erich Kreuer an.